

Verleihung
Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
Sonntag, 19. Oktober 2025

Es gilt das gesprochene Wort.

Programm

Film

Über den Preisträger

Grußwort

Mike Josef

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Karin Schmidt-Friderichs

Vorsteherin des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Film

Über die Laudatorin

Laudatio

Katja Petrowskaja

Verleihung des Friedenspreises

Karin Schmidt-Friderichs und Karl Schlögel

Dankesrede

Karl Schlögel

Mike Josef

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Frankfurt hat am 13. Mai 2024 eine Städtepartnerschaft mit Lwiw in der Ukraine begründet. Wir haben unsere Partnerstadt im September 2024 mit einer Delegation aus der Stadtgesellschaft besucht. Nachdem Lwiw zwischenzeitlich von Attacken verschont geblieben war, wurde es zwei Wochen vor unserem Besuch unvermittelt wieder angegriffen. Bis heute sind mir die Bilder, dieser Besuch, eindrücklich vor Augen und die Gespräche in Erinnerung. Auf den ersten Blick scheint es, als wäre Alltag möglich. Aber der Krieg ist allgegenwärtig. Die zerstörten Häuser, die Menschen, die den Angriffen zum Opfer fallen, Familien, die um ihre gefallenen Söhne trauern, Kinder, die ohne Eltern aufwachsen müssen, ständiger Sirenenalarm.

Es ist ja heutzutage oft eine Kunst, glücklich zu sein. Als ich aus Lwiw zurück war und mit meinem Sohn im Innenhof Fußball spielte, empfand ich es als Privileg, nicht darauf warten zu müssen, dass Sirenen heulen – wohlwissend, was dies bedeutet, wenn man in der Ukraine lebt. In diesem Augenblick empfand ich tiefes Glück!

Ich erinnere mich auch an das, was mich vor Ort so bewegt hat, nämlich meine Überzeugung, dass die Menschen in Lwiw das Recht haben, in Frieden und Freiheit zu leben. Und dieses Recht verteidigen die Menschen in der gesamten Ukraine bis heute täglich!

Unsere Freundschaft mit der Ukraine ist nicht nur ein Signal der Hilfe – sie ist ein Akt der Haltung. Karl Schlögel macht das in seinen Werken deutlich. Wenn wir uns alle fragen, was wir tun können, antwortet er simpel mit: Hinschauen. »Diese Arbeit beginnt damit, dass man sich umsieht, sich ein Bild macht und so etwas vom Ernst der Lage in Europa mitbekommt, aber auch von der Verzweiflung und der Kraft eines Landes, das standhält.«

Demokratie basiert auf den Grundwerten Freiheit und Menschlichkeit. Vor allem auf der Freiheit, sein

Schicksal selbst in die eigene Hand zu nehmen. Die damit einhergehenden Rechte wie Meinungsfreiheit und freier Handel sind eine Errungenschaft. Im 19. Jahrhundert wurde für diese Rechte überall in Europa erbittert gefochten. Hier in der Paulskirche kam 1848 das erste demokratisch gewählte Parlament der deutschen Geschichte zusammen. Es scheiterte, aber seine damaligen Werte wurden Basis für alle folgenden demokratischen Verfassungen. Nicht zuletzt basiert die Europäische Union – wie wir sie heute kennen – auf diesen Werten. In der Orangen Revolution hatte sich die Ukraine auf den Weg gemacht, gemäß ihrer geschichtlichen Anbindung die Demokratie und ihre Werte umzusetzen.

Was ich, wie anfangs erwähnt, am heutigen Preisträger Karl Schlögel schätze, ist seine Neugier, weil er hinter den Eisernen Vorhang blicken wollte. Und sein Blick für den Alltag der Menschen. Die meisten Historiker schauen auf eine mehr oder weniger ferne Vergangenheit, um sie von der vermeintlich sicheren Warte der Spätgeborenen aus zu erhellen, zu beurteilen, in größere geschichtliche Zusammenhänge einzuordnen. Sie, Professor Schlögel, gehen anders vor. Sie stellen sich der Gegenwart, beschäftigen sich mit den Lebenswelten der Zeitgenossen, besuchen die Orte, an denen sich Umwälzungen und allzu oft Katastrophen zutragen. Sie lesen die Geschichte aus Städten, als wären sie Primärquellen, weil Sie erkannt haben, dass Orte in Städten »Punkte maximaler Verdichtung geschichtlicher Ereignis- und Erfahrungsräume« sind, wie auch der Ort, an dem wir gerade sind, die Frankfurter Paulskirche.

Sie sprechen mit den Mächtigen. Sie sprechen aber auch mit denen, die mit dem Alltag des Krieges leben müssen. Und Sie sind jederzeit bereit, frühere Ansichten zu revidieren, zu korrigieren, neuen Verhältnissen anzupassen. Eigenschaften, die wir gesamtgesellschaftlich heute mehr brauchen und die heute leider fast zur Rarität werden! Sie

übernehmen eine persönliche Verantwortung für ein realisti-sches historisches Bild, das die heutige Situation bestmöglich nachvollziehbar macht. Somit sind Sie ein wahrhafter Vertreter unseres historischen Erbes.

Ihr neues Buch erscheint dieser Tage. Es trägt den Titel *Auf der Sandbank der Zeit: Der Historiker als Chronist der Gegenwart*. Darin schreiben Sie angesichts des russischen Vorgehens in der Ukraine 2014: »Ich jedenfalls war auf diesen Augenblick, auf die Überrumpelung nicht vorbereitet und tat dann das, was man tut, wenn man gedanklich aus der Bahn geworfen wird: Man fängt noch einmal an, sich umzusehen, sich mit der Situation zu beschäftigen, man überprüft die Gegebenheiten persönlich, um sich ein Bild zu machen.«

Sie sind an Ort und Stelle gereist, in die Ukraine, auf die Schauplätze, nach Kyjiw, Charkiw, Donezk, Mariupol, Odessa, wo, so Ihre Worte, »man mit bloßen Augen die Subversion und Intervention, die Herausbildung der künftigen Frontlinien des großen Krieges beobachten konnte«.

Sie sprachen seinerzeit von der »Ukraine-Ignoranz«. Viele hatten noch 2022 Schwierigkeiten, das riesige Land auf der Landkarte zu finden. Erst allmählich trat seine historische und kulturelle Bedeutung ins Bewusstsein der Westeuropäer. Dazu haben Sie Wesentliches beigetragen. Dafür danke ich Ihnen von Herzen und gratuliere zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels!

Karin Schmidt-Friderichs

Vorsteherin des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Grußwort

Seit wenigen Wochen steht in meinem Bücherregal ein leicht verblichenes grünes Buch, A5 mit Schutzumschlag, die Typografie etwas aus der Zeit gefallen. Auf der U1 steht: »Eine Stadt gibt nur das von sich preis, was der interessierte Blick an ihr freilegt. Das ist in Moskau nicht anders als anderswo, nur aufregender und aufschlussreicher zugleich.«

Als Karl Schlögel 1984 mit *Moskau lesen* eine Einladung in die Welt schickte, Moskau als Stadt zu entdecken, war die Zentrale eines Weltreiches, der Schnittpunkt zweier Kulturen, ein steingewordenes und zugleich abgelaufenes Zukunftsprojekt. Etwa zur gleichen Zeit legte mir mein Städtebauprofessor ans Herz, Städte lesen zu lernen, sie im Durchstreifen zu dechiffrieren, sie »lesen zu lernen«, das sagte er wörtlich, so, wie man sich Texte im Erkennen von Buchstaben und Worten erschließt.

Seit einigen Wochen steht daher auch in Karl Schlögels Bibliothek ein neues Buch: eine Anleitung, Städte anhand ihrer Schwarzpläne zu lesen. Hier begegnen sich die ehemalige Architektin und der Historiker: Sie spürt der Baustruktur nach, er webt den erlebten Alltag hinein. »Im Raume lesen wir die Zeit«, schreibt er später. Selbst im Schwarzplan einer Stadt wird ihre Geschichte erkennbar.

1948 als zweites von sechs Kindern eines Bauern-Ehepaares in einer kleinen Gemeinde im Unterallgäu geboren, ist ihm weder das Lesen von Städten noch das Erschließen des Ostens in die Wiege gelegt. Durch die in Hawangen und auf dem elterlichen Hof einquartierten Flüchtlinge aus Breslau und Mähren lernt er Hochdeutsch. Ihr Stil und ihre Allure ziehen ihn in den Bann, ihre Eleganz und Andersartigkeit faszinieren ihn. Mit der Kinderfrau, einer begnadeten Köchin, steht er heute noch in Kontakt.

Das Fremde reizt ihn, mehr vielleicht als das Dorf mit seinen Traditionen. Auf der Klosterschule bietet ein aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft heimge-

kehrter Lehrer Russisch als dritte Fremdsprache an. Er organisiert auch Exkursionen nach Moskau. So kommt es, dass der junge Karl Schlögel dorthin reist und auch den Prager Frühling vor Ort miterlebt.

Früh wird er zum Beobachter, studiert osteuropäische Geschichte und lernt Russisch. Er schließt sich der studentischen Linken an, wird aber mit den Strukturen in der politischen Arbeit nie wirklich warm. Vielleicht ist die Seitenlinie seine Position. Es beginnt eine lebenslange Suche nach der russischen Intelligenzia. Karl Schlögel knüpft Kontakte, findet Freunde, er heiratet Sonja Margolina, eine russische Autorin und Publizistin, wird zum Pendler zwischen den Welten. Auch in anderer Hinsicht bleibt er noch an der Seitenlinie: Er promoviert, zieht dann aber der Habilitation und einer konsequenten Universitätskarriere das Schreiben erfolgreicher Sachbücher vor, vermittelt sein Wissen einem breiteren Lesepublikum.

Erst 1990 mit dem Ruf nach Konstanz erfindet sich Karl Schlögel neu. Die Kriegsgeneration von Professoren geht, er muss sich in die gesamte osteuropäische Geschichtsschreibung einarbeiten, vor den Vorlesungen kämpft er mit Lampenfieber. An der Vadrina in Frankfurt an der Oder tritt er dann ab 1995 endlich aufs Spielfeld. Nach Mauerfall und Zusammenbruch der UdSSR wollen die Studierenden aufbrechen nach Osteuropa und mit ihnen Karl Schlögel. Er fährt nur für die Wochenenden nach Berlin zu seiner Frau, die Wochentage gehören dem Aufbau der Universität. Sie wird zu einer Marke, die mit der Person Karl Schlögel viel gemeinsam hat: Neugier und Wissensdurst, das Detektivische, ein tiefes, nie versiegendes Interesse.

Und so bricht er immer wieder auf: um zu sehen, wie ein Landstrich tickt, um Boden unter die Füße zu bekommen. Er kann Geschichte nicht nur in Archiven studieren, er braucht die Geschichten, die Gerüche und Geschmäcker, Land und Leute, die Anschauung.

Für ihn sind Adressbücher ebenso wertvolle Quellen wie historische Abhandlungen, Fußabdrücke ebenso wichtig wie Fußnoten. So erschließt er für Generationen, die lange zu wenig über den Osten wussten oder wissen wollten, die Mitte, die eben ostwärts liegt. Er wird zum Gefragten und ebenso weisen wie leisen Berater von Politiker*innen, weil er die Welt im Osten versteht.

Die russische Besatzung der Krim 2014 lenkt seinen Blick um: auf die Ukraine, jenes ›Grenzland‹, dessen Grenzen seit dem Mittelalter ständig verschoben wurden. Er wird zum Augenzeugen der Erstürmung des Verwaltungszentrums von Donezk, einer Stadt, die ihn an Bochum erinnert oder an Dortmund. Er, der Kriegsdienstverweigerer, das Friedenskind, erlebt systematische inszenierte Gewalt. »Warum wehren die sich nicht?«, fragt er sich und ihm wird klar: Die Ukraine verfügte einfach über keine Armee.

Auch nach dem Beginn des Angriffskriegs der Russen reist er weiter in die Ukraine und fragt sich, wie Menschen es schaffen, den Park zu pflegen, wenn nebenan Häuser in Schutt und Asche liegen. Er beobachtet die Pünktlichkeit der Züge und die ordentliche Kleidung der Menschen, auch wenn die Stadt, die er durchstreift, sich im Ausnahmezustand befindet. Er beobachtet, wie Menschen in Extremsituationen ihre Würde und Eigenständigkeit verteidigen. Er beschreibt präzise. Routinen und Alltägliches spielen eine wichtige Rolle. Nichts ist nebensächlich. Und er findet für all das Worte, die es wert wären, zu einer eigenen literarischen Gattung zu werden.

Beim Thema Sprache wird die Unterhaltung leise und traurig. Wir sprechen über die Zukunft: »Man kann dieses riesige Land nicht von einem Punkt aus durchorchestrieren.« Und »Es wird anders kommen, als der Chefspieler glaubt.« Aber da sitzt die Sprachlosigkeit schon mit am Tisch.

Karl Schlögel, der Russland wie kaum ein anderer kennt und für den Russland Heimat geworden ist, kann nicht mehr dorthin reisen, ohne seine Festnahme zu riskieren.

So wie Boualem Sansal, der nun seit elf Monaten in Algerien in Haft sitzt für eine Äußerung zum historischen Grenzverlauf zwischen Algerien und Marokko.

Wie spricht man in Zeiten des Krieges? Wie findet man eine Sprache in dieser Zeit? Das sind die Fragen, die ihn beschäftigen, und zu diesen Fragen gehört auch das Schweigen. Auch das kann man mit Karl Schlögel: Schweigen.

Der Beobachter an der Seitenlinie – so sieht er sich nun wieder – der Beobachter, der erst hinschauen und analysieren muss, bevor er etwas zur Sprache bringen kann ...

Am nächsten Abend fragt mich ein Freund, wie er ist, Karl Schlögel, der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels 2025, und ich versuche, die dichten Stunden zusammenzufassen: Karl Schlögel ist ein Flaneur, er durchwandert Städte und Landschaften. Er ist ein Archäologe, der Raum und Zeit abschichtet. Und jede Scherbe, die er aufhebt, wird durch ihn zu einem funkelnden Kaleidoskop der Geschichte ...

Katja Petrowskaja

»Ein Bürger meldet sich zu Wort«

Laudatio

Anfang März 2022, am elften Tag des Krieges, nach einer Reihe großer Demonstrationen in Berlin, fand eine Kundgebung auf dem Bebelplatz statt. Man reichte sich die Hände, umarmte sich schweigend. In diesen ersten Tagen schien es noch möglich, dass wir es alle zusammen schaffen würden, diesen Krieg zu stoppen. Vor der Bühne, ganz vorne an der Absperrung, mit etwas Abstand zu der Menge, stand ein Mann, eingehüllt in eine ukrainische Flagge, den Blick unbewegt auf die Redner gerichtet. Als ich näherkam, erkannte ich Karl Schlögel. Er stand einsam da, stützte sich auf die Absperrung, hörte aufmerksam den Rednern zu – und weinte.

Vielleicht wäre es besser, meine Rede nicht mit einer solch intimen Szene zu beginnen, aber als ich angefragt wurde, die Laudatio zu halten, blitzte diese Erinnerung auf. Sie war der Grund, warum ich ohne Zögern zugesagt habe, die Laudatio auf den Historiker und Bürger Karl Schlögel zu halten. Seit vielen Jahren beobachte ich den Preisträger mit Respekt und Bewunderung. Ich stamme aus Kyjiw, habe in Tartu und Moskau studiert, und damit bin ich in einem Land aufgewachsen, besser gesagt in mehreren Ländern, die Karl Schlögel erforscht hat. Mir ist seine Trauer sehr nah, wie auch die Notwendigkeit seines Engagements.

Die Aggression Russlands gegen die Ukraine beendet eine Epoche der Annäherung zwischen Ost und West, eine Epoche der Versöhnung, der mühseligen Suche nach Verständnis und Verständigung. Dieser Krieg – der auch nach dreieinhalb Jahren eine intellektuelle Herausforderung für uns darstellt –, hat den Raum zerrissen, der seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs über Jahrzehnte hinweg wieder zusammengefügt worden war, so zumindest schien es. Karl Schlögel hat mit seinen Büchern zu dieser Annäherung beigetragen wie kaum ein anderer.

Seit vierzig Jahren bemüht sich der Historiker Karl Schlögel, über Staatsgrenzen hinwegzuschauen, festgefahrene Vorurteile aufzulösen, sich dem

Unwissen entgegenzustellen, sowohl durch Reisen als auch mit akribischen Archivarbeiten. Vor allem aber durch die direkte Begegnung mit Menschen: mit Historikern, Lastwagenfahrern, Ingenieuren, Mitarbeiterinnen von Provinzmuseen, Exilanten, Dissidenten, Menschenrechtlerinnen, Arbeitern, Verkäuferinnen – Zeitzeugen ihres eigenen Lebens.

Ihre Erzählungen fließen ein in seine Erkundungen der europäischen Landschaften. Karl Schlögel hat die Verflechtungen der menschlichen Schicksale freigelegt, die unter den Ablagerungen der Ideologien verschüttet waren. Schon vor 1989 hat er den Horizont in Richtung Osten erweitert und sich für ein gemeinsames Europa eingesetzt. Er hat sich auf das Fremde, auf das Andere eingelassen, und in dieser Fremde nach dem Eigenen gesucht.

Ich bezeichne das als »friedlichen Feldzug«, denn seine Wege der Sehnsucht und der Recherche legen sich über die militärischen Feldzüge der Vätergeneration. Karl Schlögel ist kurz nach dem Krieg geboren, und er hat mehrmals über das Glück seiner behüteten Generation gesprochen, die über Krieg, Gewalt und Waffen nachdenken durfte, ohne Krieg und Gewalt ausgeliefert zu sein.

Seine frühe Biografie ist erstaunlich: Auf einem Bauernhof im Allgäu aufgewachsen, geht Karl Schlögel in einem Internat zur Schule, lernt vier Sprachen und dann auch noch Russisch. Unter seinen Lehrern waren ehemalige deutsche Kriegsgefangene, die aus der Sowjetunion zurückgekommen waren und die Gefangenschaft nur durch die Warmherzigkeit der lokalen Bevölkerung überlebt hatten. Als Teenager fährt er aus dem tiefsten Bayern nach Prag, und die Stadt überwältigt ihn. 1966 unternimmt seine Schulklasse eine Reise in die Sowjetunion, für sechs Wochen, 1968 erlebt er den Prager Frühling vor Ort. Diese außergewöhnliche Prägung entscheidet über seinen Lebensweg. Vielleicht ist es eine Geschichte über die Lehrer und das Lernen, über Karl Schlögels Erfahrungsbereitschaft. Die Fähigkeit zu beobachten

und die Welt mit allen Poren aufzusaugen. Jahrzehnte später würdigt er in seinem Buch *Planet der Nomaden*, in dem er Migration als Signatur der Moderne betrachtet, die Flüchtlinge aus Schlesien und Ostpreußen, Vertriebene und Heimatlose, denen er in den sechziger Jahren begegnete.

Aus den Zwängen und Grausamkeiten des Krieges der Väter entstand auf wundersame Weise Sehnsucht, Neugier und – ja, dieses Wort darf ich sagen – Liebe: die Liebe zu den Menschen von dort, in Prag, Warschau und weiter ostwärts. Liebe zu Menschen und zu den Räumen, in denen sich das Leben dieser Menschen abspielt.

Von Anfang an dachte Karl Schlögel lebensweltlich, sein erstes Buch *Moskau lesen* entstand 1984 aus Recherchen und Flanieren, aus der Suche nach einem Genre, das ihn diesen Raum erzählen lässt. Er schreibt über Telefonbücher, Friedhöfe, die Metro, das Kino und das Konzerthaus, er beschäftigt sich mit Alltagsfragen und Biografien, beugt sich über Stadtpläne und studiert Großbauten. In *Moskau 1937. Terror und Traum* radikalisiert er dieses Verfahren, er beschwört dieses Jahr, spürt es selbst und macht diesen schrecklichen Höhepunkt der stalinistischen Diktatur für andere nachvollziehbar.

Karl Schlögel ist es ein Anliegen, die menschliche Dimension nicht aus den Augen zu verlieren. Mir scheint, die innere Triebkraft seiner Forschung ist eine unablässige Suche nach einer Stimme, die Wirkung erzeugt. Die Suche nach einer Haltung als Bürger, einer Haltung, die den Themen, Genres und Strukturen seiner Bücher innewohnt. Vielleicht ist diese Haltung einer der Gründe, warum er in seinem Schreiben von den klassischen Formen der Geschichtswissenschaft abweicht.

Ursprünglich verzichtete Karl Schlögel auf eine Universitätskarriere, erst 1990 wurde er an die Universität Konstanz berufen, fünf Jahre später ging er an die Europauniversität Viadrina in Frankfurt Oder. Er entwickelt in seinen Büchern eine doppelte Lesbarkeit: zum einen als analytische Methode, wie man eine Stadt oder einen Raum lesen kann, zum anderen als Prinzip seines Schreibens. Gesprächspartner ist derjenige, der liest: der Bürger, die Bürgerin. Darin steckt der Glaube an eine Aufklärung durch Schreiben, an das Gespräch, daran, dass wir

voneinander lernen können – ein Glaube, der heutzutage manchmal zu optimistisch erscheint.

Der Erforschung des mittleren und östlichen Europas hat Karl Schlögel sein Leben gewidmet. Sein Buch *Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang* enthält Essays, die zwischen 1989 und 2001 entstanden sind, zwischen dem Mauerfall und dem Einsturz der Twin-Towers. Karl Schlögel zeigt, wie Europa zu sich kommt in der Aufhebung der Teilung in Ost und West. Das Konstrukt Europa ersetzt er durch Beschreibungen eines gelebten Raums, der sich im Wandel befindet. Städte wie Wilno und Krakau, Kaliningrad und Gdansk, die im Westen Jahrzehnte lang in Vergessenheit geraten waren, brachte er zurück auf die mentale Karte Europas.

Vielleicht wird einmal jemand ein Wörterbuch der Verbindungen im Werk von Karl Schlögel schreiben. Es geht um Begriffe der Bewegung im Raum: Linien, Arterien, Wege, Brücken, Verkehrsadern, Märkte, Spuren, Verknüpfungen, Häfen, Texturen, Schwellen, Übergänge, Kapillaren, Ströme, Gewebe. »Man begreift Europa erst, wenn man seine Wege liest«, so schreibt er in *Im Raume lesen wir die Zeit*, »die alten Heerstraßen, die Eisenbahnlinien, die Netze der Post, die Luftkorridore.«

Die direkte Anschauung, das eigene Erleben ist zu einem ethischen Prinzip von Karl Schlögels Arbeit geworden: Es ist eine Ethik der Forschung. Die Offenheit für Erfahrung ist die Grundlage dieser Arbeit: Es geht darum, niemals ohne genaue Anschauung zu urteilen, sei es über einen Menschen oder einen Ort. Es ist ein Verfahren, das auf der Fähigkeit des Stauens beruht sowie auf der Fähigkeit, die Geschichte eines Orts und seine heutige Existenz wahrzunehmen. Die Gleichzeitigkeit von Damals und Heute als ein komplexes, palimpsestartiges Gewebe wiederzugeben, wird für Karl Schlögel zum Prinzip. Es hilft ihm als Historiker, der jetzigen Gegenwart furchtlos ins Gesicht zu schauen. Dieser Mut hat eine Vorgeschichte.

Der Schock der Annexion der Krim hatte ihn 2014 sofort in die Ukraine geführt. Karl Schlögel empfand das Geschehen als Erschütterung auf einer fundamentalen Ebene, nicht nur als Experte, sondern als Zeitgenosse und Bürger. Das Buch *Entscheidung in Kiew. Ukrainische Lektionen* ist aus dieser Heraus-

forderung entstanden. Man hatte im Westen die Ukraine übersehen – diese Erkenntnis war für Karl Schlögel als Slawist eine persönliche Angelegenheit, ebenso der Schock über die Unfähigkeit zu begreifen, dass Putin nach den Kriegen gegen Tschetschenien und Georgien nicht aufhören würde. *Entscheidung in Kiew* ist eine Sammlung städtischer Portraits, eine vielfältige Geschichte von Orten, die schon die deutsche Besatzung und Vernichtung durchgemacht hatten. Die Ukraine war im Zweiten Weltkrieg komplett von der Wehrmacht besetzt, in der Erinnerungskultur wurde das im ritualisierten Bekenntnis der deutschen Schuld gegenüber Russland oft und gerne übersehen. Karl Schlögel beschreibt Kyjiw als »Metropolis«, Lemberg als »Hauptstadt der europäischen Provinz«, blickt in die einst geschlossene Raketen-Bau Stadt Dnipropetrowsk. In Donezk registriert er bereits 2015 die ersten Folgen des Krieges.

»Der Angriff auf die Ukraine gilt nicht nur der Ukraine«, schrieb er bereits damals, vor zehn Jahren. »Was dort auf dem Spiel steht, ist Europa, ist der Westen – wie immer wir das nennen wollen –, eine Lebensform, die Putin und seinesgleichen als Bedrohung empfinden. Der Krieg ist nach Europa zurückgekehrt.«

Entscheidung in Kiew wurde 2015, als das Buch erschien, von meinen ukrainischen Freunden gefeiert. Eine in Charkiw geborene Frau kaufte mehrere Exemplare, sie verschenkte sie an ihre deutschen Freunde und meinte, jetzt müsse sie nicht mehr erklären, was für eine Stadt Charkiw ist. Karl Schlögel hat den einzigartigen Konstruktivismus Charkiws beschrieben, seine Filmavantgarde, die lebendige Literaturszene, die Universität, das Institut für Physik und seine besondere Rolle für die Wissenschaft. Heute steht Charkiw, eine Stadt mit über einer Million Menschen, jeden Tag unter Beschuss.

Ich würde heute lieber nicht über den Krieg sprechen, sondern über die Musikalität der Werke von Karl Schlögel, ihrer Komposition, denn seine großen Bücher sind aufgebaut wie Symphonien, mit einer sich fortbewegenden sogartigen Intonation. Ich hätte heute lieber über die Ursprünge seiner Prosa gesprochen, die so schön geschrieben ist. Aber der Krieg frisst Raum und Zeit.

Karl Schlögel wurde oft gefragt, warum der Schock von 2014 nicht geholfen habe, Putins vollumfänglichen Angriff auf die Ukraine im Jahr 2022 zu verhindern. »Wir waren nicht hartnäckig genug«, so seine Antwort.

Unvergesslich ist mir eine Talkshow mit Anne Will im Frühling 2022, in der Karl Schlögel sich bei den Deutschen dafür entschuldigte, dass er als Slawist, als Historiker und Fachmann, diesen Krieg nicht vorhergesehen hatte. Auf eine solche Entschuldigung hatte man vergeblich von den Politikern, Sicherheitsexperten oder sonst wem gewartet, die uns mit ihrem »Wandel durch Handel« den ewigen Frieden versprochen hatten und die auch nach 2014 weiter mit dem Kriegsverbrecher verhandelten.

Im Mai 2022 hielt Karl Schlögel in der Akademie für Sprache und Dichtung eine Rede über den Urbizid, den Städtemord. Die Tagung fand in Dresden statt, ausgerechnet. Wo steht ein Historiker, der in seinen Werken die Städte bejubelt, der die Stadt als Speicher menschlicher Erfahrungen und Anstrengung feiert, wenn eine Stadt vernichtet wird? »Wenn ich Dichter wäre, würde ich heute eine Totenrede halten«, so fing die Rede damals an. »Aber ich bin kein Dichter. Ich habe keine Sprache dafür, ich habe nur eine Form der Beschreibung dessen, was wahr ist.« In jenen Tagen wurde Mariupol gerade von russischen Truppen zerstört, wir sahen die Bilder in Echtzeit online, Ruinen, unter denen Tausende von Menschen begraben waren. »Mariupol war keine anonyme Industriestadt irgendwo im Nirgendwo, sondern eine europäische Stadt am Meer«, so sagte Karl Schlögel damals in Dresden. »Eine Stadt, die gearbeitet, gelebt, geträumt hat. Und wir sahen zu, wie sie verschwand.«

Heute nähert sich die Ukraine dem vierten Winter des russischen Angriffskrieges. Viele Städte und Dörfer sind dem Erdboden gleichgemacht, die Hauptstadt ist unter ständigem Beschuss, Millionen von Menschen leben in Gefahr und sind von Blackouts betroffen. Der Krieg wird immer unwirklicher, je länger er dauert. Karl Schlögel ringt um Wörter gegen die Fassungslosigkeit, gegen die Abstumpfung, er beruft sich auf das Leid und die Standhaftigkeit der ukrainischen Gesellschaft, die jeden Tag den Krieg durchlebt und um ihr Überleben kämpft.

Wir leben in einer Zeit der allgemeinen Verunsicherung und Zerrissenheit, in einer Zeit der wachsenden Neigung zum Denken in Gegensätzen. In dieser Zeit wurde Karl Schlögel für mich, und für viele andere Menschen, zu einer Stütze, zum Inbegriff von Standhaftigkeit, jenseits der ideologischen Fallen.

Dazu gehört auch sein letztes großes Werk: *American Matrix*. Karl Schlögel hat sich vom Krieg die Freiheit nicht nehmen lassen, über die USA zu schreiben, denn auch diesen Raum hat er sich erwandert. Dieses Buch, erschienen 2023, ist damit auch ein Beispiel von Resilienz: Der Krieg darf uns nicht kaputtmachen, man soll weiter der eigenen Arbeit nachgehen. Kein einfaches Unterfangen für jemanden, dem diese Tragödie buchstäblich ans Herz greift.

Lieber Karl Schlögel, damals auf dem Bebelplatz haben Sie eine Rede gehalten mit dem Titel: *Für eure und unsere Freiheit*. Ihre öffentliche Verzweiflung hat uns damals sehr geholfen, wie auch Ihre Fähigkeit, sich aufzurichten und weiterzumachen, trotz allem. Wir wussten: Wir sind nicht allein. Danke, dass Sie sich immer wieder zu Wort melden.

Es ist mir eine große Ehre, hier zu sprechen. Ich bin nur eine Stimme aus einem Chor von Menschen, von hier und von dort, für die Karl Schlögels Stimme wichtig ist. Ich gratuliere Ihnen ganz herzlich zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, und ich wünsche Ihnen viel Kraft für alles, was Sie lieben und was Sie bewegt!

Urkunde

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
verleiht der Börsenverein im Jahr 2025 an

Karl Schlögel

In seinem Werk verbindet der deutsche Historiker und Essayist empirische Geschichtsschreibung mit persönlichen Erfahrungen. Als Wissenschaftler und Flaneur, als Archäologe der Moderne, als Seismograf gesellschaftlicher Veränderungen hat er schon vor dem Fall des Eisernen Vorhangs Städte und Landschaften Mittel- und Osteuropas erkundet. Er hat Kyjiw und Odessa, Lwiw und Charkiw auf die Landkarten seiner Leserinnen und Leser gesetzt und St. Petersburg oder Moskau als europäische Metropolen beschrieben. Mit seiner Erzählweise, die Beobachten, Empfinden und Verstehen verbindet, korrigiert er Vorurteile und weckt Neugier.

Nach der Annexion der Krim durch Russland hat Karl Schlögel seinen und unseren Blick auf die Ukraine geschärft und sich aufrichtig mit den blinden Flecken der deutschen Wahrnehmung auseinandergesetzt. Als einer der Ersten hat er vor der aggressiven Expansionspolitik Wladimir Putins und seinem autoritär-nationalistischen Machtanspruch gewarnt. Eindrücklich beschreibt er die Ukraine als Teil Europas und fordert auf, das Land um unserer gemeinsamen Zukunft willen zu verteidigen. Seine Mahnung an uns: Ohne eine freie Ukraine kann es keinen Frieden in Europa geben.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels

Die Vorsteherin

Frankfurt am Main in der Paulskirche
am 19. Oktober 2025

Karl Schlögel

»Von der Ukraine lernen. Verhaltenslehren des Widerstands«

Dankesrede

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr verehrter Herr Oberbürgermeister, ich möchte mich bedanken beim Börsenverein des Deutschen Buchhandels für die hohe Auszeichnung, für die mich sehr berührenden Worte, verehrte Frau Schmidt-Friedrichs, bei den Mitgliedern der Jury, bei meinem Verlag, dem Verleger, meinem langjährigen Lektor, den Übersetzern, die dafür gesorgt haben, dass die Bücher zustande und unter die Leserschaft kamen. Von ganzem Herzen bedanke ich mich bei Katja Petrowskaja, die besser, als ich es kann, darüber sprach, was mich nun schon ein Leben lang umgetrieben hat. Vielen Dank! Besonders wichtig ist mir, dass ich mit dieser Auszeichnung die Möglichkeit bekomme, an diesem geschichtlich so bedeutsamen Ort zu sprechen, und dies nicht nur im kalendarischen 75. Jahr seit der Begründung des Friedenspreises, sondern in einem Augenblick, da einem mit Blick auf die neue Weltunordnung die Grenzen der eigenen Urteils-kraft auf schmerzlichste Weise zu Bewusstsein kommen. Es geschieht das Ungeheuerlichste: Unter unseren Augen werden ukrainische Städte Tag für Tag, Nacht für Nacht von russischen Raketen beschossen, und Europa scheint nicht in der Lage oder nicht willens, sie zu schützen. Fassungslos waren wir Zeugen des mörderischen Pogroms der Hamas am 7. Oktober 2023 und der Verwandlung Gazas in ein Schlachtfeld mit Abertausenden von Opfern unter der Zivilbevölkerung. Von den apokalyptischen Szenarien des Bürgerkriegs im Sudan nimmt die Welt kaum Notiz. Aber wo, wenn nicht hier in der Frankfurter Paulskirche, ist der Ort, über Wege heraus aus dem Krieg zu sprechen und dabei Walter Benjamins Satz ernst zu nehmen: »Wer aber den Frieden will, der rede vom Krieg«. Oder in einer älteren Fassung: »Si vis pacem, para bellum«.

Wer auf die Verleihung des Friedenspreises zurückblickt – und dies ist mit einem Klick auf dessen Webseite leicht möglich –, könnte auf den ersten Blick den Eindruck gewinnen, dass zum Thema Krieg und Frieden alles gesagt ist. Die Ansprachen lesen sich

wie eine Chronik der geistigen Situation Nachkriegsdeutschlands: Zuerst, in den ersten Jahren, steht alles noch im Schatten des gerade zu Ende gegangenen Zweiten Weltkriegs und der Katastrophe, die von Deutschland über die Welt gekommen war; der Ort der Verleihung war selbst gerade aus den Trümmern wiedererstanden. Im Rückblick wird deutlich, dass die folgenden Jahrzehnte keineswegs die idyllische Zeit der friedlichen Koexistenz waren, sondern Kalter Krieg, Zeit des Gleichgewichts des Schreckens, des jederzeit möglichen Absturzes in die nukleare Selbstzerstörung. Der Fall des Eisernen Vorhangs und das Ende des Kalten Krieges brachten in Europa nicht das Ende der Geschichte, wohl aber eine Zeit, in der mit dem Fortfall des Systemantagonismus auch die Gründe für den großen militärischen Konflikt zwischen den beiden Supermächten hinfällig erschienen, während die Jugoslawienkriege – von wachen Beobachtern sehr wohl wahrgenommen – schon auf ein Ende der Nachkriegszeit hindeuteten, die mit der russischen Besetzung der Krim im Frühjahr 2014 und – definitiv – mit der Invasion russischer Truppen am 24. Februar 2022 zu einem Ende kam und das Tor zu einer neuen Vorkriegszeit aufstieß.

Die Erforschung der Ursprünge von Kriegen und der komplizierten Wege zum Frieden – die Waffen zum Schweigen zu bringen, das Töten zu beenden, den Aggressor zu entmachten, vielleicht zu einem Friedensvertrag zu kommen, dem dann auch eine Aussöhnung folgen kann – bietet ein unendlich reiches Anschauungsmaterial für das, was Diplomatie vermag und was nicht, aber sie liefert keine für alle Zeit anwendbaren Rezepte, da Geschichte sich eben nicht wiederholt. Und dann stellt man fest, dass man, trotz all des Wissens, trotz all der Erfahrung vorangegangener Generationen, doch noch einmal wieder ganz von vorne beginnen muss, und dass einem in tiefer Ratlosigkeit die Worte fehlen, mit denen man beschreiben kann, was unter unseren Augen vor sich geht. Die Begriffe, mit denen man die

neuen Verhältnisse erfassen möchte, sind diesen nicht angemessen. Es verschlägt einem die Sprache für das, was geschieht. Das ist mehr als nur ein Mangel an Begriffen oder schriftstellerischem Talent, sondern das Wegbrechen eines Erfahrungshorizonts, in dem man groß geworden ist und wo alles, was man im Laufe eines Lebens zusammengetragen hat, in Frage gestellt, entwertet scheint, ja in Trümmern liegt. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Russland noch einmal zurückfallen würde in Zeiten, die in Vielem den Praktiken des Stalinismus gleichen, dessen Erforschung ich Jahre meines Lebens gewidmet hatte; ich konnte mir nicht ein Amerika, das ich als Student kennengelernt hatte, vorstellen, in dem sich einmal Angst vor einem autoritären Regime würde ausbreiten können. Ganz fremd war mir der Gedanke, dass auch in der Bundesrepublik etwas ins Rutschen kommen könnte. Vor allem aber: dass der Krieg, der für mich etwas war, das ich nur vom Fernsehen oder aus Dokumentarfilmen kannte, etwas Reales in der nächsten Nachbarschaft werden könnte. Das aber ist geschehen. Und es kommt mir so vor, als wären nun wir – wenn ich einmal im Kollektivsingular sprechen darf –, die an eine scheinbare Friedenszeit gewohnte und friedensverwöhnte Generation, an der Reihe, noch einmal alles von Anfang an zu durchdenken, eine Art Bilanz und Prüfung einer Generation, die unwahrscheinliches Glück gehabt hat, und die nun sich unerhört schwer tut, Abschied zu nehmen und sich auf den Krieg in Europa und alles, was damit zusammenhängt, einzustellen.

Welch befreiendes Gefühl war es doch, sich aus der Enge der geteilten Welt des Kalten Krieges herauszuarbeiten und sich über die zwischen Ost und West gezogene Demarkationslinie oder unter dem Eisernen Vorhang hindurchzubewegen. Für mich, einen Menschen, der keine familiären Beziehungen zum östlichen Europa hatte, dessen Vater allerdings vom 1. September 1939 an im Krieg gewesen war, die meiste Zeit an der Ostfront und in der Ukraine, war das sehr früh der Fall. Sehr früh lernte ich, dass es jenseits der Teilung Europas in Ost und West, in Sozialismus und Kapitalismus, ein anderes, ein Drittes gab, das damit nicht identisch war, die verlorene Mitte Europas. Damit begann eine Entdeckungsfahrt in eine Region, für die man sich damals im Nachkriegswestdeutschland nicht sonderlich interessier-

te oder meist nur unter dem Aspekt der Feindbeobachtung. Wie immer spielen biographische Zufälle die entscheidende Rolle: Russisch-Unterricht an einer bayerischen Internatsschule, die Atmosphäre von Tauwetter und friedlicher Koexistenz der 1960er – zuerst Jewgenij Jewtuschenkos *Poem Babij Jar* und Boris Pasternaks Roman *Doktor Schiwago*, vor allem aber die bleibenden Eindrücke früher Reisen nach Prag und in die damalige Sowjetunion. Diesen Fahrten verdankte ich, dass das mittlere und östliche Europa nicht nur eine Sache der Lektüre, der akademischen Ausbildung war, sondern etwas mit den Menschen, Landschaften und den Schauplätzen der Geschichte zu tun hatte, mit denen ich mich im Studium beschäftigen sollte, lange vor Milan Kunderas berühmtem Essay von 1983 *Un Occident kidnappé ou La tragédie de l'Europe centrale*: die Atmosphäre des Prager Frühlings, die Begegnung und Freundschaft mit den Dissidenten und Emigranten, und die Vorstellung, dass die Oppositionsbewegungen in Ost und West über die Mauer hinweg zueinanderfinden müssten, vielleicht sogar in einem Brückenschlag zwischen Intellektuellen und Arbeitern. Die mentale Karte Europas hatte sich schon vor dem Fall der großen Grenze verschoben. In den Dissidentenkreisen in Budapest, Warschau, Berlin und in den Moskauer Küchen wurde besprochen, was bald danach in die Revolutionen im östlichen Europa einmündete. Es war eine erregende Zeit der Konspiration über die Grenze hinweg, der neuen Lektüren und der Entdeckung von Bezügen, die einen neuen kulturellen Raum schufen, jenseits der Dichotomie der geteilten Welt. Es öffnete sich der geschichtliche Raum einer ungeheuren sprachlichen und kulturellen Vielfalt, untergegangen in Krieg, Völkermord und Vertreibung. Man war immer schon unterwegs in der tödlichen Zone zwischen dem Reich Hitlers und dem Stalins, man bewegte sich immer schon im Raum einer doppelten Erfahrung, wo es, so konnte man lernen, kein Entkommen, keine Fluchtmöglichkeit gab, Ort des totalen Ausgeliefertseins.

Der Erkundung dieses Raumes und der Vergegenwärtigung seiner Geschichte folgte bald die Transformation der politischen Landkarte, die mit der Auflösung der Sowjetunion auch vor den Grenzen des letzten Vielvölkerimperiums nicht Halt machte. Es war aber immer noch ein weiter Weg zur Erringung der vollständigen Unabhängigkeit und Freiheit der

Ukraine. Es bedurfte der Maidan-Revolution und eines Krieges, um die Ukraine endgültig aus dem Abseits einer engen, westzentrierten Wahrnehmung herauszuholen. Sie hörte auf, terra incognita, ein weißer Fleck, zu sein. Über die Bildschirme, die Berichterstattung, die Flüchtlinge, die zu uns gekommen sind, wurde sie uns gegenwärtig, ein großes und schönes Land, ein Europa im Kleinen, durch Abertausende von Fäden mit der Welt verbunden: das tausendjährige Kyjiw, Charkiw, eine Metropole der europäischen Moderne, Odessa, von dessen großer Treppe hinab zum Hafen man auf das ganze 20. Jahrhundert blicken konnte, Lwiw, Leopoldstadt, Lwów, Lwow, Lemberg, mehr als nur »Klein-Wien«, ein kulturelles Quellgebiet für den ganzen Kontinent. Die Ukraine als Prisma aller europäischen Erfahrungen im »Jahrhundert der Extreme«: Schauplatz von Revolutionen, Bürgerkrieg und Weltkriegen, Holodomor und Holocaust und nach jahrzehntelangem Kampf endlich Unabhängigkeit und Freiheit.

Dann aber kam Russlands Besetzung der Krim. Vor über zehn Jahren, zurückgekehrt aus Charkiw, Donezk, Mariupol und Odessa, hatte ich geschrieben: »Wir wissen nicht, wie der Kampf um die Ukraine ausgehen wird; ob sie sich gegen die russische Aggression behaupten oder ob sie in die Knie gehen wird, ob die Europäer, der Westen, sie verteidigen oder preisgeben wird; ob die Europäische Union zusammenhalten oder auseinanderfallen wird. Nur so viel ist gewiss: Die Ukraine wird nie mehr von der Landkarte in unseren Köpfen verschwinden.« Putins Russland ist entschlossen, die unabhängige und freie Ukraine von der Landkarte Europas zu tilgen. Putin hat es offen erklärt und beweist Tag für Tag seither, dass es ihm ernst damit ist. Kein Wort kommt an die Bilder der Zerstörung heran. Keine Grausamkeit, die seine Truppen nicht begangen haben. Nichts und niemand, der nicht zur Zielscheibe von Drohnen und Raketen geworden ist: Marktplätze, Wohnviertel, Museen, Krankenhäuser, Hafenanlagen, Bahnhöfe. Städte, die gerade dabei waren, sich in Form zu bringen – neue Flughäfen, Verkehrswege, Hotels – werden zurückgebombt. Städte werden zum Gelände, in dem man mit Drohnen auf Menschenjagd geht. Auf den Volltreffer der Rakete folgt der Volltreffer auf die Rettungsmannschaft. Die Industriegiganten des sozialistischen Aufbaus werden genauso in Schutt und Asche gelegt wie Kirchen,

Klosteranlagen oder Sanatorien. Was einmal das ukrainische Ruhrgebiet war, gibt es nicht mehr. Wenn man das Land schon nicht erobern kann, dann muss es wenigstens zerstört, unlebbar gemacht werden. Ein neuer Begriff macht die Runde: Urbizid. Wüstungen des 21. Jahrhunderts, gesprengte Staudämme und Brücken, geflutete Landschaft, Schwarzerde-Felder verbrannt und verseucht auf Generationen, ethnische Säuberung und Entführung von Zehntausenden von Kindern, die besetzten Gebiete als großes Lager unter der Regie von Warlords und Kriminellen. Das Unheil, das Putins Russland über die Ukraine gebracht hat, hat viele Namen: Imperialismus, Revisionismus, Mafia-Staat, Faschismus, Raschismus. Seine Verbrechen sind in einer unendlich großen Zahl von Bildern in Echtzeit dokumentiert und gespeichert, die Namen der Täter – ob an der Front, in den Folterkellern, in den Propaganda- und Kommandostäben – werden gewiss noch aufgefunden gemacht werden.

Es ist erstaunlich, wie lange es in Deutschland gedauert hat, gewahr zu werden, womit man es mit Putins Russland zu tun hat. Was immer im Spiel war – historische Pfadabhängigkeit, kulturelle Affinitäten, Nostalgie und Sentimentalität, Wirtschaftsinteressen, auch Korruption –, es ist ein weites Feld für die historische Aufklärung und eine Aufarbeitung, die niemanden schont. Es gab viele Russlandverständer, aber zu wenige, die etwas von Russland verstanden. Sie hätten uns sonst erklärt, was auf uns zukommt und dass die Kategorien, mit denen man Putins Reich zu fassen sucht, eher Ergebnis von Wunschdenken und Gutgläubigkeit waren, anstatt sich einzugestehen, dass man dieser Gestalt des Bösen – welcher Begriff auch immer dafür noch entwickelt werden wird – nicht gewachsen war. Wieviel einfacher und bequemer war es doch, der Nato oder gleich dem kollektiven Westen die Schuld zu geben: Bis auf den heutigen Tag ist die Suche nach einem tieferen Sinn in der Putinschen Politik nicht zur Ruhe gekommen. Genannt werden: Demütigung der einstigen Supermacht, Einkreisungsängste, Sicherheitsbedürfnis, Kampf um Anerkennung. Dem entspricht die Vorstellung, dass sich im argumentativen Diskurs mit ihm Missverständnisse ausräumen und Deals aushandeln lassen. Die Vorstellung, dass Putin sich an Argumente oder gar Verfahrensregeln halten würde, hat er jedoch von Anfang an widerlegt. Er hat

den Tisch, an dem Verhandlungen und Gespräche nach bestimmten Spielregeln stattfinden sollten, einfach umgestoßen und mit Bravour die Regelverletzung zum System erklärt, lange bevor der Terminus der Disruption in Umlauf kam. Er war und ist der Meister der Eskalationsdominanz, der wohl kalkulierten Verschärfung von Konflikten, den kalkulierten Bruch des Nukleartabus eingeschlossen. Die Angst ist seine wichtigste Waffe, und in der Bewirtschaffung der Angst besteht sein wahres Talent. Er wähnt sich bis heute unangefochten als Herr des Verfahrens.

Doch muss nicht alles nach seinem Plan verlaufen – der Blitzkrieg gegen die Ukraine, die Einnahme der Hauptstadt, die Siegesparade auf dem Chreschtschatyk in Kyjiw, die Einkesselung Charkiw. Es ist anders gekommen. Da er trotz Hunderttausender Gefallener und Verwundeter an der Front kaum vorankommt, hält er sich an die schutzlose Zivilbevölkerung. Seine Losung ist einfach: »Wir machen euch fertig, wo immer ihr seid, ihr habt keine Chance außer der Kapitulation«. Diplomatie ist dabei nur das Instrument, um Zeit zu gewinnen, von der er glaubt, dass sie für ihn arbeitet. Die Vordenker in seiner Umgebung sprechen es offen aus: »Wir werden euch Europäern das Rückgrat brechen«. Ist das, was ich sage, Russophobie? Es gehört zum Repertoire der Einschüchterungsrhetorik, die Kritik an Putins Regime als Verleumdung Russlands zu diffamieren. Das kann mich als jemanden, der seit seiner Jugend der russischen Kultur verfallen ist und der sich ein Leben lang für ihre Vermittlung eingesetzt hat, nicht treffen. Es tut mir sehr weh, wenn heute Freunde und Kollegen in Gefahr sind und ins Exil getrieben werden. Die Instrumentalisierung des Prestiges der russischen Kultur spielt ganz sicher eine große Rolle in der Durchsetzung von Putins imperialen Ambitionen – *Russkij Mir*, die russische Welt, die keine Grenzen kennt, als soft power. Zur Einschüchterungsrhetorik und moralischen Erpressung gehört selbstverständlich auch, die ukrainische Führung als Nazis zu diffamieren und die Deutschen unter Naziverdacht zu stellen. Die Bundeswehr wird als Nachfolgerin der Wehrmacht stigmatisiert, während der russische Krieg gegen die Ukraine als Weiterführung des Großen Vaterländischen Krieges gegen den Faschismus umgelogen wird. Alle Verbrechen, derer sich Russland schuldig gemacht hat, werden

kurzerhand den Ukrainern in die Schuhe geschoben – vom Abschuss der Linienmaschine MH 17 bis zu den Ermordeten auf den Straßen von Butscha. So absurd diese Propaganda erscheint, sie ist nicht ohne Wirkung, besonders in Deutschland, das aus bekannten Gründen sich seiner selbst noch immer nicht sicher und daher verwundbar ist. Verglichen damit erscheint die Propaganda aus sowjetischen Zeiten überholt und geradezu harmlos. Hier geht es nicht mehr um den Kontrast von Schwarz-Weiß, um die Unterscheidung von Wahrheit und Lüge, sondern darum, die Unterscheidung von Wahr und Falsch selbst aufzulösen nach der Devise: Alles ist gleich wahr, alles ist gleich falsch, also die Zerstörung der Grundlage jeder Urteilsbildung. Sie zielt auf das heimische Publikum, auf den Aufbau von Feindbildern und Einkreisungsängsten, aber ebenso auf die Öffentlichkeit außerhalb der russischen Welt. Es gibt nichts, was nicht ins Spiel gebracht werden könnte, um die Glaubwürdigkeit und Selbstsicherheit der westlichen Gesellschaften zu untergraben. Es ist nicht schwer, herauszufinden, wo offene Gesellschaften am verwundbarsten und am leichtesten zu treffen sind – und wo die Kräfte sind, derer man sich bedienen kann. Selbst die Fähigkeit zu Selbstkritik und Selbstzweifel, dieser größten Errungenschaft offener Gesellschaften, wird genutzt, um Stabilität und Selbstvertrauen zu unterminieren. Russland preist sich dann als Hort einer ganz eigenen und in jeder Hinsicht überlegenen Zivilisation. Europa und der Westen, oder das, was man darunter verstanden hat, werden als schwach und dekadent verhöhnt, ihre Zeit sei abgelaufen. Diese Stimme ist nicht ohne Echo in einer Situation, in der die Lektüre von Spenglers *Untergang des Abendlandes* wieder Konjunktur hat. Alles zusammengenommen tut seine Wirkung. Der Krieg, den Russland nach Europa zurückgebracht hat, wird nicht nur mit militärischen Mitteln geführt, sondern als Krieg um die Köpfe, mit Stimmungen, mit Ängsten, mit Ressentiments, mit Nostalgien oder als verlockendes Angebot, zu business as usual zurückzukehren.

Es fällt schwer, sich auf die neue Situation, die Umgruppierung der Kräfte und Allianzen in der Welt, einzustellen. Es heißt so viel wie Abschied zu nehmen von einer Welt, die sich auflösen begonnen hat. Dahin ist die Gewissheit, sich verlassen zu können auf Amerika, wie wir es seit Alexis de Tocque-

villes *De la démocratie en Amérique* oder aus der großen amerikanischen Literatur kannten, das Land, das ich seit meinem ersten Besuch als Land der Freiheit von Furcht und der freien Rede in Erinnerung hatte. Dieses Amerika soll nun nicht mehr gelten. Europa ist nun nicht mehr nur konfrontiert mit dem Phänomen des Putinismus, sondern auch mit einem amerikanischen Präsidenten, der alle Vorstellungen vom stummen Funktionieren der checks and balances und Allianzen über den Haufen wirft und der uns zwingt, alle für sicher gehaltenen Koordinaten neu durchzudeklinieren. Europa, allein gelassen und ganz auf sich gestellt in einer Situation, in der alles offen ist. In dieser Situation habe ich angefangen, noch einmal die alten Texte zu lesen, in denen sich in den 1930er Jahren die hellstichtigsten Köpfe klarzuwerden versuchten darüber, was sich in Zentraleuropa zusammenbraute. Noch einmal ging es zurück zu den Analysen und Schriften, verfasst im Exil, ob in Paris, New York oder Weimar on the Pacific: Ernst Fraenkels *Doppelstaat*, Franz Neumanns *Behemoth*, Theodor W. Adornos und Max Horkheimers *Dialektik der Aufklärung*, oder später, schon mit dem Stalinismus vor Augen, Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Aber wie ahnungsvoll und genau diese Analysen auch waren, wir müssen uns nun, in unserer Zeitenwende, selber auf den Weg machen, um die Neuartigkeit und Gefährlichkeit der heutigen Situation mit eigenen Worten zu erfassen. Die ukrainischen Lektionen zur Kenntnis zu nehmen ist dafür hilfreich, ja unverzichtbar.

Niemand ist mehr interessiert am Frieden als die Ukrainer. Sie wissen, dass ein zu allem entschlossener Aggressor sich nicht mit Worten aufhalten lässt. Sie sind Realisten, die sich keine Illusionen leisten können. Weil sie nicht Opfer sein wollen, wehren sie sich. Sie sind auf alles gefasst. Sie kämpfen für ihre Kinder, für ihre Familien, für ihren Staat, sie sind bereit, für ihr Land sogar zu sterben. Was anderwärts nur Fernsehbilder sind, ist für sie unmittelbare Erfahrung. Die Verteidigung an der Front wäre nichts ohne das Heer von Freiwilligen, das hinter ihr steht. Sie haben den Winter überstanden und haben Wochen, ja Monate lang dem allnächtlichen Terror der Drohnen und Raketen getrotzt. Gestern waren sie vielleicht IT-Experten, heute steuern sie Drohnen. Das festliche Kleid, das Frauen beim Theater- oder

Konzertbesuch anlegen, demonstriert Haltung, die man sich auch in der Situation des Ausnahmezustandes nicht nehmen lässt, und der Klub ist der Ort, an dem junge Leute Kraft schöpfen für die Fortsetzung des Widerstands. Sie sind in einer postheroisch gewordenen Welt Helden, ohne davon Aufhebens zu machen. Sie halten das Verkehrswesen in Gang und so ihr Land zusammen. Das Heulen der Sirenen ist Hintergrundgeräusch in ihrem Alltag, nicht bloß Probealarm. Sie haben gelernt, worin sich die Einschläge von Drohnen unterscheiden von den Einschlägen ballistischer Raketen. Sie helfen uns, sich auf die Zeit nach der Zeitenwende einzustellen. Sie bringen uns bei, dass Landesverteidigung nichts mit Militarismus zu tun hat. Soldaten, und erst recht Soldatinnen, werden geachtet, weil alle wissen, dass sie ihre Pflicht tun und wozu sie bereit sind.

Die Bürger und Bürgerinnen der Ukraine lehren uns, dass das, was geschieht, nicht Ukraine-Konflikt heißt, sondern Krieg. Sie helfen uns zu verstehen, mit wem wir es zu tun haben: mit einem Regime, das die Ukraine als unabhängigen Staat vernichten will und das Europa hasst. Sie zeigen uns, dass dem Aggressor entgegenzukommen nur dessen Appetit auf noch mehr steigert und dass Appeasement nicht zum Frieden führt, sondern den Weg in den Krieg ebnet. Weil sie an vorderster Front stehen, wissen sie mehr als wir im noch sicheren Hinterland. Weil sie einem überlegenen Feind ausgeliefert sind, müssen sie schneller und intelligenter sein als er. Ukrainer, die unter dem Generalverdacht des Nationalismus stehen, zeigen uns, dass Patriotismus auch im 21. Jahrhundert nicht überholt sein muss. Sie sind uns militärtechnisch voraus, weil sie zum Kampf gezwungen waren zu einem Zeitpunkt, in dem wir uns noch erlauben konnten, Fragen des ewigen Friedens zu debattieren. Sie haben Waffen selber entwickelt, die ihnen aus Zögerlichkeit oder Furcht vorenthalten wurden. Sie sind der Spiegel, in den wir blicken und der uns daran erinnert, wofür Europa einmal gestanden hat und weshalb es sich lohnt, es zu verteidigen. Sie rufen uns zu: ›Habt keine Angst‹, nicht weil sie keine Angst haben, sondern weil sie ihre Angst überwunden haben. Ihre Schriftsteller geben ihr Äußeres, um zur Sprache zu bringen, wofür anderen fernab die Worte nicht zur Verfügung stehen. Sie haben die ukrainische Sprache in die Welt hinausgetragen und ein Wunder der Literatur vollbracht. Ihre

Dichter sprechen in tödlichem Ernst, einige haben dafür sogar mit ihrem Leben bezahlt. Ihr Präsident ist ein Mann, der seinen Landsleuten die Wahrheit zumutet, auch wenn er weiß, wie bitter sie ist. Sie kennen sich aus mit Verhaltenslehren des Widerstands und bringen den Europäern bei, was auf sie zukommt, wenn sie nicht endlich sich auf den Ernstfall vorbereiten. Sie haben die Erfahrung gemacht, dass man in Bedrohungslagen über Nacht Entscheidungen trifft, die in ruhigen Zeiten auf den Sankt-Nimmerleinstag verschoben werden. Stoische Gelassenheit ist für sie ein Luxus, den sie sich erst wieder leisten können, wenn der Krieg beendet ist. Auszuhalten, durchzuhalten, der unsäglichen Erschöpfung zum Trotz – das ist die Revolution der Würde in Permanenz. Sie sind es, denen wir unseren Frieden verdanken, und sie entrichten den Preis, der in Zahlen sich nicht berechnen lässt.

Sie und alle Menschen guten Willens sind es, denen zuerst und zuallererst der Dank gilt. Und an sie soll auch der Gruß von dieser Stelle aus gehen – aus der Frankfurter Paulskirche, dem Ort der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung, einem hot spot des europäischen Völkerfrühlings von einst. Es ist ein Gruß, hinüber zu den Verteidigern einer freien Ukraine, zu den Männern und Frauen, die trotz alledem ihrer Arbeit nachgehen, die ihre Kinder trotz Drohnenschwärmen zum Unterricht bringen, zu den Einwohnern Kyjiws, die in der Metrostation ausharren, zu den Lokführern, die ihre Züge pünktlich von Iwano-Frankiwnsk nach Charkiw steuern.

Uns Europäern bleibt, so unwahrscheinlich es klingen mag: Von der Ukraine lernen, heißt furchtlos und tapfer sein, vielleicht auch siegen lernen.

Ikebana-Skulptur

Dr. phil. Horst Nising und Uwe Jacob, Senior-Professoren der Ikenobo-Ikebana-Academy in Kyoto/Japan, haben zu Ehren des Friedenspreisträgers Karl Schlögel eine Ikebana-Skulptur entworfen und gestaltet.

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.

Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – Martin Schult und Jona Elisa Krützfeld

Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin

Telefon 030 2800 783-44, Fax 030 2800 783-50

Mail: m.schult@boev.de kruetzfeld@boev.de

Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de